

Hatice Akyün

Ich küss dich, Kismet

Eine Deutsche am Bosphorus

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2015

© 2013, 2015 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder
ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Oliver Mark

Karte im Innenteil: © Oliver Wetterauer

Gesetzt aus der Stone Serif und Sans

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04760-8

Abschied der Quotentürkin

Ich bin zu einer Diskussionsrunde eingeladen. Der Veranstalter lässt keinen Zweifel daran, dass ich nicht als Journalistin, sondern als Quotentürkin zu Gast bin. Ich gehe trotzdem hin, auch wenn es mir gewaltig gegen den Strich geht, dass ich ständig als Prototyp für drei Generationen Zuwanderung herhalten muss. Wenigstens kann ich so meinen Standpunkt vertreten.

In der Garderobe bereue ich meine Zusage sofort. Die anderen Gäste sind allesamt männlich, bleich und dickbäuchig. Schon bei der Begrüßung lassen sie mich spüren, dass sie Tacheles reden wollen: »Nehmen Sie es nicht persönlich, aber gefühlt werden die meisten Straftaten von Ausländern begangen.« Für Fakten interessieren sich die Herren aus der »Das wird man doch noch sagen dürfen«-Fraktion natürlich nicht.

Die Diskussion verläuft so, wie Diskussionen immer verlaufen, in denen der Lautere zwangsläufig recht hat. Der Moderator ist vollkommen überfordert. Dann wird mir, weil ich akzentfrei Deutsch spreche, kein Kopftuch trage und meine halb nackten Beine mit High Heels präsentiere, jegliche Kenntnis vom »wahren« türkischen Leben in Deutschland abgesprochen. »Ausnahmen gibt es immer, Frau Akyün, und wenn diese so schöne Beine haben wie Sie, nehmen wir die auch gerne in Kauf.«

Diesen selbstgerechten alten Männern würde ich zu gerne das verbale Nudelholz um die Ohren hauen. Stattdessen bin ich einfach nur sprachlos, wie immer in solchen Situatio-

nen. Die Problemtürkin wird mit chauvinistischen Sprüchen mundtot gemacht. Während ich versuche, meine Wut zu unterdrücken, um endlich wieder klar denken zu können, lassen die Herren sich genüsslich über türkische Familien aus, die sich nicht integrieren wollen.

Als ich endlich erläutern darf, dass die meisten Probleme in türkischen Familien soziale Ursachen haben, und verschiedene Projekte aufzähle, bei denen direkt im Kiez Sprachkurse und Förderklassen organisiert werden, um der Bildungsarmut in diesen Familien entgegenzuarbeiten, unterbricht mich prompt der Moderator, der bis jetzt kaum ein Wort gesagt hat: »Vielen Dank für die interessante Gesprächsrunde. Ich hoffe, liebe Zuhörer, wir konnten Ihnen ein wenig näherbringen, warum sich Deutschland abschafft.«

Mir fällt die Kinnlade herunter. Das hat der nicht wirklich gesagt? Und dann nicht mal im Konjunktiv.

Einer der dickbäuchigen Gäste schlägt mir nach der Diskussion auf die Schulter: »Nichts für ungut, Frau Akyün, ich hoffe, Sie tragen es mit Humor. Als Journalistin kennen Sie das Geschäft ja. Und Ihre Beine sind wirklich schön.«

Da geht sie hin, meine neue Formel der Gelassenheit, die ich mir eigentlich strikt für solche Situationen verordnet habe. Ich hole aus, um ganz damenhaft meine Faust sprechen zu lassen. Julia, meine Freundin, die mich begleitet hat, drückt mir schnell ein Sektglas in die Hand. »Das wäre doch nur ein gefundenes Fressen für deine Kollegen von der Klatschpresse. Dann hätten sie ihre Schlagzeile: Haben wir es nicht gesagt, Türken sind alle gewalttätig!«

Ich muss gleichzeitig lachen und weinen. Ich fühle mich, als ob ich versagt hätte, obwohl ich weiß, dass die Spitzen der Herren nicht gegen mich persönlich gerichtet waren. Aber genau das ist ja das Problem. Sie richten sich gegen die, die sich nicht wehren können. Die, die im Alltag mit Vorurteilen zu kämpfen haben, keine vernünftige Ausbildung bekommen, weil sie ein Kopftuch tragen, für dumm gehalten und

nicht gefördert werden, weil sie irgendwann sowieso in die Kriminalität abrutschen. Für all die will ich doch hier stehen und kämpfen. Aber wie immer wurde wieder jedes Vorurteil herausgekratzt, um türkischstämmige Deutsche als nicht integrationswillig, unproduktiv und fehl am Platz darzustellen. Meine Argumente vom Politikversagen, von jahrzehntelanger Verleugnung der Zuwanderung nach Deutschland, industriellem Wandel bis zum unterfinanzierten Bildungssystem wurden einfach übergangen. Wir Türken sind an allem schuld. Sogar daran, dass zu wenige von uns in großen Villen wohnen, die Wirtschaft kontrollieren und die deutsche Kultur prägen.

»Rückwärtsgewandtes, zukunftsunfähiges Pack«, denke ich. Und plötzlich blicke ich in lauter weit aufgerissene Augenpaare. Das habe ich wohl doch nicht nur gedacht, sondern laut ausgesprochen. Und frei nach dem Motto, ist der Ruf erst ruiniert, dann spricht es sich ganz ungeniert, setze ich nach: »Wenn Deutschland mit seiner niedrigen Geburtenrate, die nur noch vom Vatikan getoppt wird, aussterben will, dann bitte!«

Julia zieht mich am Ärmel. Aber jetzt kann ich den Karren auch gleich richtig an die Wand fahren: »Ich und viele andere, die ihr nicht haben wollt, zahlen in die Sozialkassen ein, leisten Beiträge zur Kranken- und Rentenversicherung. Aber wenn wir immer nur als Sozialschmarotzer beschimpft werden, reicht es. Was wäre denn, wenn wir alle gingen? Auch die Akademiker, an denen ihr so hängt? Wenn wir keine Lust mehr hätten, ständig unter dem Generalverdacht zu stehen, integrationsunwillig zu sein?«

Um mich herum ist es plötzlich mucksmäuschenstill. Mitleidig werde ich von den anderen Diskutanten angeschaut. Im Augenwinkel sehe ich, wie meine Kollegen von der Presse fleißig mitschreiben. Endlich mal wieder ein Skandal, den sie genüsslich in der Zeitung breittreten können. Direkt unter dem Artikel »Türkische Jugendliche überfallen Kiosk« steht

morgen: »Hysterische Türkin greift Politiker mit Mörderstilletto an«.

Ohne mich zu verabschieden, das volle Sektglas noch in der Hand, verlasse ich die Runde.

Im Taxi beginne ich zu zittern. Ich fühle mich leer. Eine Grenze ist überschritten. Ob von mir oder den anderen, kann ich nicht sagen. Aber diese Politclowns haben mich mit ihren Stammtischparolen provoziert. Was würde wohl mein Vater dazu sagen? »Köpek ürür, kervan yürür – Der Hund bellt, die Karawane zieht weiter.«

Aber genau das will ich nicht mehr. Nachdem ich mir Luft gemacht habe, fühle ich mich besser, so wie nach einem Gewitter, wenn die Luft rein und klar ist.

»Ich ruf' dich morgen an«, verspricht Julia, als das Taxi sie zu Hause absetzt. »Das wird schon wieder.« Ich nicke und denke das Gegenteil.

Als ich am nächsten Tag wach werde, habe ich einen mörderischen Kater. Nicht vom Sekt, sondern von meinem Wutanfall. Es war also kein böser Traum. Ich muss etwas ändern. Und wenn sich mein Leben nicht sofort ändern lässt, dann wenigstens mein Aussehen. Ich bin mir sicher, dass Frauen ein Gen in sich tragen, das sich immer dann aktiviert, wenn etwas Existenzielles in ihrem Leben passiert ist. Eine neue Liebe, eine Trennung, ein Kind oder wie in meinem Fall ein exorbitanter Ausraster bei einer Podiumsdiskussion. Dieses Gen sorgt anscheinend dafür, dass Frauen sofort und auf der Stelle eine neue Frisur haben müssen.

Ich beschließe, den Friseur meines Vertrauens aufzusuchen. Zumindest hat er mich bisher nie enttäuscht. Doch diesmal fühle ich mich nach dem Besuch wie in dem Märchen »Des Kaisers neue Kleider«. Niemand außer meinem Friseur und mir selbst erkennt das Wunderwerk, das er auf meinem Kopf vollbracht hat.

Gut, die meisten Frauen, die ich kenne, sind zuletzt als Teenager zu einem Friseur gegangen und haben gesagt: »Ich

will genauso aussehen wie die Frau auf dem Foto.« Meist waren auf den Fotos Supermodels mit einer Löwenmähne zu sehen, während die Mädchen dünne, strähnige Haare hatten, oder sie hatten glattes Haar und wollten Locken, oder sie hatten raspelkurze Haare und wollten sofort einen fescen Bob. Damals gab es noch keine bezahlbaren Haarverlängerungen. Auf jeden Fall hielten sie immer ein Foto in der Hand, das so wenig mit ihnen selbst zu tun hatte wie die Herzogin von Windsor, besser bekannt als Kate, mit mir. Und da komme ich schon auf den Punkt. Ich bin mit einem Foto von eben dieser Herzogin Kate zu meinem Friseur gegangen. Und natürlich bin ich viel weiser als damals in der Pubertät. Ich will gar nicht aussehen wie die britische Vorzeigefrau, ich will nur ihren rotbraunen Schimmer in meinem schwarzen Haar und einen ähnlichen Schnitt, damit ein wenig Schwung in meine dunkle Matte kommt.

Und während mein Friseur ganz zuversichtlich ist, dass die Farbe noch ihren Weg ans Licht finden wird, obwohl nach zweimaligem Färben selbst im Neonschein der gewünschte Schimmer nur schwer zu erkennen ist, sieht Julia rein gar nichts: »Das ist ein Scharlatan, wenn er dir einredet, du hättest jetzt rotbraune Haare.«

»Das hat er nicht gesagt, es geht um den Schimmer.« Erneut halte ich eine Strähne ins Sonnenlicht, damit meine Freundin endlich erkennt, wofür ich ein Heidengeld ausgegeben habe.

»Und den Schnitt hat er vor lauter Färben komplett vergessen?«

Ich zucke mit den Achseln, tatsächlich hängen meine dicken Haare immer noch glatt herunter.

»Ach, Hatice, deine Haare sind doch viel praktischer als die von Kate. Während sie noch im Bad föhnt und föhnt, kannst du schon am Schreibtisch sitzen und deine Artikel fertig schreiben.«

Julia versteht es, mich aufzumuntern. Ich würde viel lieber

die Zeit haben, mich ausgiebig im Badezimmer meines Palastes zurechtzumachen, anstatt mit einem Haargummi um den Schopf an den Schreibtisch zu sprinten, weil mal wieder eine Abgabefrist verstreicht.

»Außerdem hast du doch mit der Männerwelt abgeschlossen. Wozu also der Stress?«

Moment! Dass ich keinen Mann mehr haben will, heißt noch lange nicht, dass ich darauf verzichten möchte, dass Männer mir Komplimente machen. Also manchmal. Aber die Diskussion will ich mit Julia heute nicht führen. Das versteht sie nicht. Für sie ist das große Styling nur Mittel zum Zweck. Um einen Mann zu verführen. Und sobald sie sicher ist, dass sie eine Beziehung mit ihm will, macht sie den Jogginghosentest. Rennt er davon, wenn er sie im Schlabberlook statt im Glitzerfummel sieht, ist er garantiert der Falsche, so ihre Theorie.

Wie auch immer, mir ist das alles ab sofort egal. Ich mache nur noch, was mir gefällt. Im Glitzerfummel, mit rötlich schimmernden Haaren. Meistens bin ich ja auch viel zu bequem, mich in Schale zu werfen, und mein letzter Besuch bei der Maniküre liegt so weit zurück, dass meine Kosmetikerin sich vermutlich weigern würde, da jemals wieder Hand anzulegen.

Ab sofort soll es nämlich nur noch meine Tochter und mich geben. Keine Diskussionsrunden, keinen Hans, keinen Ali und damit keine Probleme mehr. Als die Zeit gekommen war, die ein sozialdemokratischer Ex-Kanzler einmal mit folgenden Worten umschrieb: »Es gibt Lebensentwürfe, bei denen sich der Vorrat an Gemeinsamkeiten erschöpft hat. Basta«, hatte Ali die Initiative ergriffen und Schluss gemacht. Verwundert war ich nur darüber, dass nicht einmal meine Familie schockiert zu sein schien. Meine Mutter sagte nur: »Zum Glück bist du vorher noch schwanger geworden. Jetzt hast du eine Tochter, und dein Leben hat endlich einen Sinn.«

Meine Geschwister zuckten bloß mit den Achseln und meinten, dass die Zeit, als man in endlosen Familiendebatten versucht hat, kriselnde Ehen zu retten, auch bei den Türken endgültig vorbei sei. Unsere Trennung bestätige bloß die Statistik. Mittlerweile werde auch jede zweite türkische Ehe geschieden. Einzig mein Vater fand deutliche Worte. Erst kam er mir mit dem türkischen Sprichwort »Bir evde iki horoz olunca sabah güç olur – Zwei Hähne in einem Haus bereiten einen mühevollen Morgen«. Dann sagte er: »Du läufst zwanzig Jahre vor türkischen Männern davon, und am Ende landest du bei einem, mit dem du eine Bruchlandung hinlegst.«

Das schlug mir dann doch auf den Magen. Schlecht war mir sowieso schon. Ali hatte mich verführt wie eine unwiderstehliche Nachspeise, und ich hatte eindeutig zu viel davon gegessen. Ja, mit meinem Ex war es eben wie mit vielen Desserts. Nach dem Genuss liegen sie manchmal schwer im Magen. Desserts haben leider ein sehr kurzes Mindesthaltbarkeitsdatum, weil sie bedauerlicherweise schnell umschlagen, besonders solche mit Eikomponente. Aber bald würden sich die Magenschmerzen bestimmt legen.

Bevor mir nun Dutzende Briefe entgegenflattern, in denen man mich über den gewalttätigen türkischen Mann aufklärt, mache ich das Fass schnell wieder zu. Nur so viel: Vieles auf dem Markt der Gewissheiten über den türkischen Mann ist oft weit weniger als die halbe Wahrheit. Ali hat mich weder unterdrückt noch geschlagen. Im Grunde war er wie alle Männer: Sie haben nur dann kein Problem mit starken Frauen, wenn sie sich selbst noch erfolgreicher und stärker einschätzen. Ansonsten steht das Ego im Weg. Und diese Eigenschaft gilt nicht nur für türkische Männer. Solche Exemplare gibt es auch unter meinen deutschen Freunden.

Bei Männern bleibe ich erst einmal abstinenter. Egal ob braun oder blond, scharf oder süß.

»Du hast eine Midlife-Crisis«, bedauert mich Julia.

»Das ist nur eine Phase, in der ich mich neu erfinde«, ant-

worte ich. Als Frau, Deutschtürkin, als Deutsche mit türkischen Wurzeln. Das ist gar nicht so einfach. Denn bisher wollte ich immer einfach nur Deutsche sein. Gut, auch mal Türkin, wenn ich mich mal wieder über die deutsche Bürokratie oder deutsche Politik ärgern musste. Das Problem bei meiner Selbstfindung ist, dass ich am Ende für meine Mitmenschen meist einfach eine orientalische Mogelpackung bin. Ich bin viel deutscher, als ich es manchmal selbst wahrhaben möchte. Auch wenn meine Schale vermuten lässt, dass ich durch und durch Türkin bin. Auf jeden Fall gelte ich wegen meiner Herkunft als Expertin für alles, was mit islamischem Glauben und Traditionen zu tun hat. Geht es darum, wie es sich anfühlt, heutzutage mit Kopftuch durch die Stadt zu laufen, werde ich befragt. Wenn ich dann antworte, dass ich zuletzt eins vor zehn Jahren getragen habe, als in Berlin russische Minusgrade herrschten und ich keine Ohrenentzündung bekommen wollte, gucken die Leute irritiert. Wird debattiert, wie Ehrenmorde zustande kommen, ruft man mich an, obwohl meine Brüder das Messer nur zücken, um Lammrücken zu filetieren. Aber zumindest habe ich eine Stimme, was man von vielen Türken in Deutschland nicht behaupten kann. Und so konnte ich bisher einfach nicht Nein sagen, wenn ich mal wieder nach meiner Meinung gefragt wurde. Aber alles hat Grenzen.

Der neueste Ansatz, türkisches Leben abzuwerten, stammt von einem Berliner Ex-Senator. Die Türken seien genetisch einfach dümmer, lautet sein unverschämtes Urteil. Wer sich so menschenverachtend äußert, bei dem suche ich ganz bestimmt nicht nach der Wahrheit. In den Talkshows zu diesem Buch, zu denen ich natürlich auch eingeladen wurde, kam ich mir vor wie eine Squaw, die begreiflich machen sollte, warum die Story von Karl May über die Indianer bloß ausgedacht ist. Dabei wünschte ich mir für manchen Gesprächspartner einen Marterpfahl. Auch ohne musikalisches Talent würde ich darum herumtanzen.

»Du hast eine Midlife-Crisis, meine Schöne«, stellt dann auch meine Schwester fest, die im sonnigen Izmir sitzt.

»Ich bin knapp über vierzig! Das ist ein bisschen früh.«

»Wenn du dir weiter die Haare raufst, gehst du bald für fünfzig durch.«

Ertappt. Wie kann sie durchs Telefon sehen, dass ich nervös an einem Bündel meiner rotbraun schimmernden Haare zerze?

»Komm doch einfach in die Türkei. Was willst du in Deutschland weiter deine Zeit verschwenden?«

Ich lache über diesen absurden Gedanken. Ich kann doch mein Leben hier nicht aufgeben. »Ich bin Journalistin und habe einen Auftrag«, antworte ich.

»Du kämpfst gegen Windmühlen, Hatice.«

Es stimmt schon, meine Nerven liegen blank. Neulich schob mir Julia im Restaurant wie selbstverständlich die Oliven zu, die der Kellner uns als Vorspeise gebracht hatte.

»Weil ich Türkin bin, muss ich die jetzt essen, oder was?«, fauchte ich meine Freundin an.

»Nein«, sagte sie verblüfft, »weil du sie, seit wir uns kennen, gerne magst.«

So tief sitzt mein Frust schon, dass ich meiner Freundin wegen ein paar Oliven unterstelle, dass sie mich in die Migranten-schublade steckt. Ich bin auf dem besten Weg, eine Problemtürkin zu werden, so wie Bruno zum Problembär.

Die Außenwelt soll von meinem Zustand bloß nichts mitbekommen. Midlife-Crisis hin oder her. Deshalb habe ich mir ein mentales Work-out zurechtgelegt. Eine Technik, jegliche Wut, die in mir aufsteigt und durch die ich Gefahr laufe, unbedacht in Konflikte verwickelt zu werden, einfach niederzudrücken. »Atme, Hatice, atme. Deine Weisheit ist unermesslich, hier aber nicht erwünscht«, bete ich mir mantramäßig vor. Und meist muss ich dann schon lächeln.

Seit ich denken kann, ist alles Gute, das mir im privaten oder beruflichen Leben passiert, für meine Mutter das Werk

von Kismet, Schicksal, gewesen. Was mir Kismet mit meinem Wutausbruch nach der Diskussionsrunde sagen wollte, kann mir nicht einmal meine Mutter erklären. »Damit hat Kismet nichts zu tun, das ist eher deine Sturheit«, sagt sie. Und dass ich eher an Zufälle glaube, habe ich meiner Mutter noch nie erzählt, sonst verflucht sie mich bloß, und ich habe dann nicht nur Kismet am Hals, sondern auch noch Kader, die böse Schwester von Kismet.

Türken haben nämlich für jede Lebenssituation eine Erklärung parat. Wenn etwas Positives geschieht oder geschehen soll, kommt Kismet zum Einsatz. Hätte ich zum Beispiel im Lotto gewonnen, würde meine Mutter sicher sagen: »Çok kismetlisin« oder »Kismetse olur – Wenn es gut für dich ist, wird es auch passieren«.

Kader hingegen, die böse Schwester, bringt alles Schlechte. Und das ist vorherbestimmt. Hätte ich mir zum Beispiel beim Skifahren ein Bein gebrochen, würde meine Mutter sagen: »Ne yapalım, kaderin böyleymiş – Da kann man nichts machen, das sollte so sein.«

Auch wenn sie einmal etwas nicht mit Kismet oder Kader erklären kann, hält sie strikt an ihrem Aberglauben fest. Und widerspreche ich ihr, sagt sie unter Tränen: »Deinetwegen habe ich schon Bluthochdruck, und jetzt sorgst du dafür, dass ich auch noch Krebs bekomme.«

Es ist völlig zwecklos, mit meiner Mutter logisch zu diskutieren.

Nun habe ich offenbar Kismet und Kader gleichzeitig provoziert und mich sehr weit aus dem Fenster gelehnt. Entweder bekomme ich demnächst das Angebot, für einen Privatsender in den australischen Dschungel zu gehen, oder ich werde nie wieder auf ein Podium gebeten. Und meine Schwester fordert mich auf, in die Türkei zu ziehen. Ist das ein Zeichen? Gut, in Wahrheit ist es einer von Fatmas Universalvorschlägen, wenn ich über Deutschland klage. Und sei es nur über das Wetter. Vermutlich will sie damit nur ihre eigene Entscheidung be-

kräftigen, vor vielen Jahren aus Liebe in die Türkei gezogen zu sein. Aber ich bin nicht Fatma. Ich habe keinen Mann, der mit mir durchbrennen will. Und auch wenn ich wirklich sehr stur sein kann, kommt auswandern für mich doch eigentlich nicht infrage. Das würde ja bedeuten, dass ich mein chaotisches Leben neu gestalten müsste. Jede noch so kleine Veränderung könnte meinen wackligen Lebensentwurf zum Einsturz bringen. Wenn es sein muss, mit Kismet und Kader.

Überhaupt will ich mich die nächsten Jahre doch so in Berlin verwurzeln, dass mich hier keiner je wieder wegbekommt. Zumindest so lange, bis meine Tochter aus dem Haus ist, was gefühlt bis an mein Lebensende dauern wird. Ich gebe mir also größte Mühe, alles, was Unordnung in meine Lebenskonstruktion bringen könnte, weiträumig zu umgehen oder erfolgreich zu ignorieren. Wäre dies das Konzept von Julia, ich würde sie zum Therapeuten schicken. Doch bei mir selbst bin ich da nachgiebiger. Verdrängung ist meine Überlebensstrategie.

Dazu kommt noch, dass Abschiede einfach nicht meine Sache sind. Rückblickend bin ich sehr froh darüber, dass die Männer immer mich verlassen haben und nicht umgekehrt. Wenn sich zum Beispiel meine erste große Liebe nicht aus dem Staub gemacht hätte, wäre ich heute seine Ehefrau im Duisburger Norden. Nichts gegen den rauen Duisburger Norden, aber ich bin so glücklich, dass ich Berlin für mich entdecken konnte. Wenn mich meine zweite große Liebe nicht für eine andere sitzen gelassen hätte, wäre ich heute seine Ehefrau im Duisburger Süden. Nichts gegen den idyllischen Duisburger Süden. Oder doch: Alle Duisburger mögen mir verzeihen, ich mag den Süden der Stadt nicht. Und das liegt nicht einmal am Stadtteil, sondern an einer traumatischen Jugenderinnerung, die mit Ruderbooten und pickligen Jungs zu tun hat. Darauf gehe ich lieber nicht weiter ein.

Zu guter Letzt stammt die Geschichte mit dem Mann, der nur mal kurz Zigaretten holen geht und nie wiederkehrt,

nicht zufällig aus dem Ruhrgebiet. Ich weiß das, weil sie mir passiert ist. Aber das ist alles ausgestanden, ich habe die Abschiede nicht verdrängt, sondern ausgeweint. Und der traurige Rest waren Vernunftbeziehungen. So vernünftig, dass ich mein südländisches Temperament nicht einmal in Trennungsszenen ausleben konnte. Seither kenne ich die Bedeutung der Formulierung »unüberbrückbare Differenzen«.

Und jetzt ist der Stand der Dinge, dass ich Berliner Single-Frau, alleinerziehende Mutter und voll berufstätig bin und in einer Berliner Mietwohnung ein sehr erwachsenes Leben führe. Ich bin eine solide Zahl in mehreren deutschen Statistiken. Und wirklich nur vor dem Einschlafen gönne ich mir eine kleine Portion Selbstmitleid.

2 Der Schlüssel zum Chaos

Vor mir liegt das erste Sommerwochenende, an dem ich keine Termine habe. Keine Podiumsdiskussionen, bei denen ich mich um Kopf und Kragen reden könnte, keine Interviews, keine Lesungen. Und kein dickköpfiges Kind, das permanent meine erzieherischen Maßnahmen hinterfragt und nie ins Bett gehen möchte. Endlich ist Erholung angesagt. Mit einem Glas exquisiten Prosecco setze ich mich auf meinen großzügigen Balkon und genieße den Sonnenuntergang. Ich atme tief ein und versuche, mich zu entspannen.

Okay, wenn ich ehrlich bin, ist der Prosecco nicht gerade ein feiner Tropfen. Die Flasche hat einen Schraubverschluss, und ich habe sie bei den Gebrüdern Albrecht gekauft. Auch ist »Balkon« ziemlich übertrieben. Eigentlich sitze ich vor einem geöffneten Fenster, das bis zum Boden reicht, und nur ein Gitter verhindert, dass ich in den Innenhof fallen kann. Die Aussicht beschränkt sich auf ein umzäuntes Ensemble von Mülltonnen und die abgestellten Fahrräder meiner Nachbarn. Auch vom Sonnenuntergang keine Spur, der spielt sich in entgegengesetzter Himmelsrichtung ab. Aber all das ist heute vollkommen unwichtig. Hauptsache, ich habe diesen Tag hinter mir. Irgendwie häufen sich die schlechten Tage, denke ich, während ich mich fast am Prosecco verschlucke. Aber ich will ja raus aus meiner Krise. Überhaupt: Der Prosecco bleibt in einer Flasche mit Schraubverschluss länger prickelnd, für Wohnungen mit Balkonen zahlt man Wuchermieten, und in Hinterhauswohnungen bekommt man viel weniger vom Straßenlärm mit.

Doch statt mich endlich zu entspannen, kommen die Ereignisse des Tages wieder hoch. Unglaublich, was für ein Theater mein kleines Fräulein heute veranstaltet hat, bevor ich sie für das Wochenende zu ihrem Vater bringen konnte. Alles fing damit an, dass sie ausnahmsweise am Morgen den Kinderkanal schauen durfte. Es lief ein Film über eine Eisprinzessin, die im Schnee spielte. Eigentlich kann Johanna Prinzessinnen nicht leiden. Doch ausgerechnet heute entschied sie sich, selbst eine zu sein. Sie zog Handschuhe, Schal und Mütze an, obwohl es draußen bereits 25 Grad waren. Als ich ihr erklärte, sie bekäme davon einen Hitzschlag, meinte meine Tochter gelassen, dass sie die Wohnung heute sowieso nicht mehr verlassen würde, das Sonnenlicht würde sie sonst zum Schmelzen bringen.

Ich sagte, dass der Papa ganz traurig wäre, wenn sie ihn nicht besuchte. Sie erklärte mir daraufhin, dann müsse der Papa dieses Wochenende eben uns besuchen und bei der Mama im Bett schlafen. Daher wehte der Wind also. Einen schönen Plan hatte sich meine Tochter zurechtgelegt. Und obwohl ich langsam aber sicher die Geduld verlor, konnte ich mir einen gewissen Stolz nicht verkneifen. Johanna ist für ihr Alter ganz schön gerissen. Mir war, als blickte ich auf eine Miniversion von mir, und mir graute vor dem, was erst in ihrer Teenagerzeit auf mich zukommen würde.

Auch sonst gehörte dieser Tag nicht zu meinen besten. Während ich mit der Geduld einer Tropfsteinhöhle versuchte, meine Tochter wieder auf Sommerzeit umzustellen, brummte ständig mein Smartphone. Die drei Redakteure, deren Geduld ich bereits seit Tagen überstrapazierte, forderten ihr Recht ein. Ich hatte die »allerallerletzte« Deadline mal wieder überschritten. Wohl oder übel hatte ich mich an die Texte setzen müssen.

Als ich gegen Abend erstmals den Kühlschrank öffnete, fand ich hinter Bärchenfleischwurst und Streichkäse mit Erdbeergeschmack, oh Überraschung, die Schneekugel. Hier hatte meine Tochter sie also versteckt. Sie war ihr letztes Ar-

gument gewesen. Immer wieder betonte sie, die Schneekugel sei momentan das Allerwichtigste in ihrem Leben. Die Kugel hätte Zauberkräfte, und nur diese Zauberkraft könnte die bösen Hexen von ihr fernhalten. Wir könnten also erst losfahren, wenn die Schneekugel wieder auftauchte.

Während ich an meinem Prosecco-Glas nippe, knurrt mein Magen. Die gährende Leere im Kühlschrank hat mich auf Zwangsdiät gesetzt. Und weit und breit kein Ali, der diesen erbärmlichen Zustand beheben könnte. Langsam entwickle ich mich zu einem richtigen Vereinsmeier. Jetzt gehöre ich nicht nur dem Frauen-, Migrations- und Selbstständigenverein an, sondern auch dem für Singles und alleinerziehende Mütter. Das nenne ich Multitasking. Weiblich, Migrationshintergrund, unbemannt wie ein Marsroboter, mit Kind und einem Job, der mir Einnahmen im unteren Einkommenssektor beschert. Zu meinem Glück fehlt mir nur noch, dass mein Vermieter Eigenbedarf anmeldet. Aber Schwamm drüber und Prost! Heute soll mich nichts mehr ärgern.

Da klingelt mein Festnetztelefon. Und wenn mein Festnetztelefon klingelt, bedeutet das zweifelsohne, dass es sich um meine Mutter handelt. Sie ist die Einzige, die noch über einen Telefonapparat kommuniziert. Zu meiner großen Überraschung ist aber nicht meine Mutter am anderen Ende der Leitung. Es ist mein Vater. Ich sollte wohl erwähnen, dass allein die Tatsache, dass mein Vater mich persönlich anruft, einem Wunder gleichkommt. Es ist ungefähr so, als würde Hollywood anrufen, um mir mitzuteilen, dass sie mich für den nächsten 007 als Bond-Girl ausgewählt hätten.

Die ein, zwei Telefonate, die ich in meinem Leben mit meinem Vater geführt habe, liefen in etwa so ab: Tochter ruft Vater an, Vater fragt: »Was ist los?« Tochter rechtfertigt sich, dass sie nur mal hören wollte, wie es ihm geht. Vater schenkt der Aussage keinen Glauben und sagt zügig, bevor Tochter ihn vermutlich um einen Gefallen bitten kann: »Ich gebe den Hörer mal an deine Mutter weiter.«

Diesmal ist es jedoch anders. »Tochter, was machst du?«

»Wieso, Baba?«

»Du musst sofort zu uns kommen. Deine Mutter und ich müssen dich sprechen. Es ist sehr dringend.«

Oh, mein Gott, stand mein Wutanfall tatsächlich schon in der Zeitung? Vielleicht in der guten alten WAZ, weil ein alter Kollege von mir im Nachrichtenticker etwas über die hysterische Quotentürkin gelesen hatte? Immerhin habe ich bei der WAZ meine Ausbildung gemacht. Die Leute aus dem Ruhrgebiet halten sich stets die Treue. In guten und vor allem in schlechten Zeiten. Nichts geht ihnen über einen guten Tratsch.

»Was ist denn los, Baba? In Dreißeytans Namen, sag es mir am Telefon. Bitte!«

»Tochter, du sollst nicht fluchen.«

»Ist es etwas Schlimmes?«

»Sabır acıdır, meyvesi tatlıdır – Geduld ist bitter, die Früchte umso süßer.«

»Okay, ich nehme morgen früh den ersten Zug.«

Also setze ich mich am Samstagmorgen in den Zug nach Duisburg. Während wir aus Berlin herausrollen, winke ich wehmütig meinem freien Wochenende hinterher. Meine Gedanken schlagen die ganze Fahrt über Purzelbäume. Ich komme einfach nicht dahinter, warum ich so dringend nach Hause kommen soll. Meine schnelle Internetrecherche auf dem Smartphone hat ergeben, dass ich noch kein Thema für die Klatschspalten geworden bin. Was kann es dann also sein? Ist jemand krank? Hat mein Bruder Mustafa etwas ausgefressen? Wollen sich meine Eltern etwa scheiden lassen? Oder wollen sie Deutschland nach vierzig Jahren für immer verlassen?

Als ich knapp fünf Stunden später im Wohnzimmer meiner Eltern stehe, blickt mir meine gesamte Familie von der neuen Sofalandschaft entgegen. Mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern Gönül und Elif, meine Brüder Mehmet

und Mustafa, der eine mit seiner Frau und den zwei Kindern, der Zweite mit einer neuen Verlobten, die ich bisher nur von Facebook-Fotos kenne, sowie etliche Neffen und Nichten.

Bei jedem meiner Besuche, so scheint es, schwillt meine Familie auf mysteriöse Weise um mehrere neue Mitglieder an. Fest steht jedenfalls, für die niedrige Geburtenrate in Deutschland kann man die Akyüns wirklich nicht verantwortlich machen. Und da die Nachkommen nicht auf den Kopf gefallen sind und das Gymnasium besuchen, beteiligen sie sich kräftig daran, dem Fachkräftemangel in Deutschland abzuhelpfen.

Ein wenig erinnert mich der Anblick meiner Familie an jenen Abend, als ich vor vielen Jahren meinen ersten Freund Stefan zu Hause vorstellte. Stefan mit einem Strauß rosa Rosen und einer Packung Ferrero Küsschen in der Hand. Damit hatte er an alles gedacht. Als er bei der Begrüßung meiner Mutter noch eine leichte Verbeugung andeutete, war es um sie geschehen. Danach sprach aus ihren Augen Mutterliebe. Dieses Bild hat sich in mein Gehirn gebrannt wie die erste Mondlandung.

Und seitdem, es ist zwanzig Jahre her, fragt meine Mutter immer noch nach Stefan. Ob er schon Kinder habe, ob er mittlerweile endlich von seiner Frau geschieden sei. Sie wird die Hoffnung wohl nie aufgeben, dass wir irgendwann wieder ein Paar werden könnten. Und um ganz ehrlich zu sein, versuche ich in Krisenzeiten auch immer mal wieder über verschiedene Kanäle herauszufinden, ob Stefan wieder Single ist. Ist er gerade leider nicht. Seit fünf Jahren glücklich verheiratet. Zumindest sagt das meine Informantin, meine beste Freundin Julia. Und hin und wieder ertappe ich mich dabei, wie ich mich frage, ob Stefan manchmal an mich denkt. Und dann rede ich mir ein, dass ich seine große Liebe gewesen bin und ganz sicher tagtäglich in seinen Gedanken auftauche.

Plötzlich durchzuckt mich ein ganz furchtbarer Gedanke. Verdammt, vielleicht drehen meine Eltern jetzt durch und

wollen mich mit 42 Jahren doch noch mit irgendeinem Verwandten zwangsverheiraten? Doch bei näherem Nachdenken – und das deprimiert mich jetzt wirklich – finde ich den Gedanken an eine Zwangsheirat gerade gar nicht so furchtbar. Mal wieder von einem Mann in den Arm genommen zu werden. Aber dann denke ich an die traurigen Alternativen, die ich in unserer Verwandtschaft hätte. Entweder verwitwet oder steinalt. Und auch wenn Julia immer sagt, dass man ab einem bestimmten Alter auch Kompromisse eingehen müsse, sollte man nicht gleich jegliche Hoffnung auf einen Mann außerhalb der eigenen Familie aufgeben. Überhaupt: Ich will keinen Mann. Komisch, das ich mich immer wieder daran erinnern muss.

Nach einer deutsch-türkischen Begrüßung meiner Familie, einer Mischung aus Ruhrpott und Anatolien, erhebt mein Vater streng die Stimme. Schlagartig wird es mucksmäuschenstill. Er beginnt mit rauem Ton zu sprechen. Es dauert einen Moment, bis ich den fein gesponnenen Fäden seiner Ausführungen folgen kann. Alles dreht sich um die Worte »Yeşilköy«, »Istanbul« und »Alterswohnsitz«. Mein erster Gedanke ist, dass er von der Ägäisküste an den Bosphorus ziehen möchte. Also von Izmir nach Istanbul, aber dass hätte überhaupt keinen Sinn. An dem selbst gebauten Haus in Izmir hängt er mit ganzem Herzen. Also zwingen mich, ihm weiter geduldig zuzuhören.

Mein Vater erzählt von zwei Grundstücken und einer kleinen Wohnung in Istanbul, die vor vielen Jahren durch einen glücklichen Zufall an ihn fielen. Und jetzt erinnere ich mich wieder.

Ich war gerade zwölf Jahre alt, als mein Vater uns die kleine Wohnung in Yeşilköy zeigte. Zu dieser Zeit war der Istanbul Stadtteil noch ein schwach besiedeltes Wohngebiet mit heruntergekommenen Häusern. Hier wohnten viele Verwandte von uns, und ich weiß noch, dass wir Kinder sehr traurig waren, weil wir viel lieber am Bosphorus entlangspaziert wä-

ren statt am Marmarameer, wo Yeşilköy liegt. Der Bosphorus war der viel aufregendere Teil Istanbuls. Sogar meine Freundin Julia hatte dort mit ihren Eltern schon einen Urlaub verbracht.

In der Straße lag eine Autowerkstatt neben der nächsten. Es roch nach Dieselabgasen, Terpentin, Gegrilltem und muffigen Polstermöbeln. Überall stürmten Gerüche auf mich ein. Hier gab es Unmengen an bunten, duftenden und lauten Bildern, sodass ich meinte, mit den Ohren sehen, mit der Haut riechen und mit den Augen hören zu können.

Mein Vater verpachtete die beiden Autowerkstätten unten im Haus, die ihm ebenfalls zugefallen waren. Deren Tore standen immer offen. Zwischen ausgebeinten Autos, ausgebauten Motoren, Rädern, Sitzen und Kabelbäumen diskutierten ölverschmierte Männer in Overalls aufgeregt miteinander. Die Reparaturmethoden waren ungewöhnlich. Da wurden Wagen mit verzogenen Karosserien mit einer Kette um einen dicken Baum gebunden, und während die Autos vor- und zurückfahren, sollten sich die verbogenen Träger quasi aus eigenem Antrieb wieder gerade ziehen. Da wurde in einer Woche aus einer Mercedes-Motorhaube ein BMW-Kotflügel gezaubert, und der Kofferraumdeckel eines Fords wurde nach Millionen von Hammerschlägen schließlich zur Fiat-Motorhaube. Immer, wenn mein Vater sein Auto in einer der Werkstätten warten ließ, wurde mir ganz flau im Magen.

Mein Vater war auf ungewöhnliche Art Herr über diese beiden Werkstätten und die kleine Wohnung darüber geworden. Gekauft hatte er sie jedenfalls nicht.

Nach türkischem Importgesetz hatte mein Vater das Recht, ein einziges deutsches Auto in die Türkei einzuführen. Das tat er auch. Er importierte einen apfelsinenfarbenen Mercedes-Benz. Mit diesem Auto besuchten wir unsere Verwandten in Yeşilköy. Als mein Vater an einem sonnigen Tag mit dem sehr auffälligen Mercedes durch das Viertel fuhr, fand ein wohlhabender Istanbuler Geschäftsmann Gefallen daran. Dazu muss

man wissen, dass es in den Achtzigerjahren so gut wie keine ausländischen Autos auf Istanbuler Straßen gab und schon gar keinen in dieser Farbe. So etwas konnte sich niemand leisten. Der Geschäftsmann jedenfalls bot meinem Vater an, sein Auto gegen eine Wohnung samt der Werkstätten in Yeşilköy zu tauschen. Mein Vater überschlug den Wert, überlegte kurz und besiegelte den Tausch mit einem Handschlag.

Ich hatte gedacht, dass er die Immobilien längst zu Geld gemacht hatte, als er seinen Altersruhesitz in Izmir erbaute. Nun eröffnete mir mein Vater, dass er die Wohnung selbstverständlich behalten habe, denn er sei ja nicht blöd und habe schon damals gewusst, dass Istanbul schwer im Kommen sei.

Langsam ahne ich, worauf mein Vater hinauswill. All meine Geschwister bekamen zu ihren Hochzeiten Wohnungen als Altersvorsorge von meinem Vater geschenkt, in Duisburg oder in Izmir. Nur ich war, da ich nie geheiratet hatte, bisher leer ausgegangen.

Aber das soll sich jetzt ändern: Mein Vater übergibt mir in Anwesenheit aller höchst feierlich einen Wohnungsschlüssel. Seine Augen sind ein bisschen feucht, meine Mutter weint in ein besticktes Taschentuch, meine Geschwister und Verwandten klatschen oder pfeifen auf zwei Fingern. Ich bringe gerade mal ein Dankeschön heraus und muss mich erst einmal setzen. Eigentlich sollte ich mich über das Geschenk meiner Eltern freuen, aber ich muss die ganze Zeit daran denken, dass ich mit dieser Wohnung doch überhaupt nichts anfangen kann. Eine Wohnung würde ich zwar gerne geschenkt bekommen, aber eine in Berlin, nicht in Istanbul. Seit einigen Monaten lese ich schon fleißig die Immobilienangebote in Berlin, um die letzte bezahlbare Eigentumswohnung mit Innenstadtanbindung zu erwerben.

Der Einzige, der ganz aus dem Häuschen ist, ist mein Bruder Mustafa. »Schiwesta, jetzt hab ich endlich mein Problem mit Lagerraum gelöst.« Er importiert nämlich »Designer-mode« aus Istanbul, und natürlich sind diese Taschen, Sport-

anzüge und Krokodil-Hemden alle echt, so echt wie die Rolex an seinem Handgelenk, deren Batterie er wöchentlich auswechseln muss, weil die Uhr sonst stehen bleibt.

Typisch Mustafa, will meine mir gerade vererbte Wohnung in Istanbul gleich als Lagerhalle für seine Fake-Taschen nutzen. Bei meinem letzten Istanbul-Besuch habe ich sogar die Bekanntschaft mit einem seiner Lieferanten gemacht. Und das lag daran, dass ich mir von meinem ersten Buchhonorar eine Louis-Vuitton-Tasche gegönnt hatte. Ich kaufte sie, um wirklich alle Zweifel an ihrer Echtheit auszuräumen, in einem lizenzierten Geschäft in Berlin. Aber die Tasche brachte mir von Anfang an kein Glück. Und deshalb ist sie auch die erste und letzte Designertasche, die ich besitzen werde. In Berlin kann ich sie nicht tragen, weil ich das komische Gefühl habe, dass die Initialen monströs groß werden, je länger ich mit ihr durch die Straßen laufe. Und in Istanbul traf ich damit auf den besagten Taschenhändler.

Ich war auf Lesereise und kam an meinem freien Tag zufällig an einem kleinen Shop mit nachgemachten Designer-taschen vorbei. Ich ging hinein, um einen Überblick zu bekommen, was alles auf dem Fälschermarkt erhältlich ist. Im Laden kam der Verkäufer gleich auf mich zu, zeigte auf meine Tasche und sagte freudestrahlend: »Oh, die ist von mir.«

»Nein, die ist nicht von Ihnen, meine Tasche ist echt«, antwortete ich empört.

»Nein, gnädige Frau, ich erkenne sie doch wieder.« Dann verschwand er im Keller. Nach etwa zwei Minuten kam er mit triumphierendem Blick zurück, in der Hand eine Louis-Vuitton-Tasche, die meiner zum Verwechseln ähnlich sah. Trotzdem glaubte ich ihm nicht, verglich eine Viertelstunde lang jede Naht, jede Niete, jeden Quadratmillimeter. Tatsächlich, die Taschen waren identisch. Als ich ihn schließlich nach dem Preis fragte, trieb mir seine Antwort fast die Tränen in die Augen. Die Tasche kostete bei ihm nur ein Zehntel dessen, was ich hingeblättert hatte.

Bevor ich wieder trübselig werden kann, reißt mich Mustafa aus meinen Gedanken: »Wenn du mein Zeug lagerst, kriegst du Provision, Schiwesta.« Dann legt er seine Stirn in Falten, tut so, als ob er gerade intensiv rechnet, und sagt: »Hab ich grob überschlagen, du kriegst ein Prozent von Verkaufspreis.« Dass ich nicht lache.

Jetzt kündigt der Rest der Bagage fröhlich an, mich regelmäßig nebst Familienanhang in meiner neuen Bleibe zu besuchen. Es ist so typisch. In Duisburg komme ich nur zum Denken, wenn ich nach einem redseligen Familientag abends erschlagen im Bett liege. Vorher gilt es nur, schnelle Reaktion zu zeigen oder ein dickes Fell. Also verkneife ich mir, nun jeden Spruch zu kommentieren und jede Besuchsankündigung höflich abzuwehren. Stattdessen starre ich auf den Schlüssel zu meiner neuen Eigentumswohnung, der mit einer Schnur an einem dicken, schweren Holzblock, so groß wie mein Smartphone, befestigt ist.

Selbst mein Vater kann sich eine kleine Spitze nicht verkneifen. Er betont ausdrücklich, dass in die kleine Wohnung nur ich und meine Tochter passten, für einen Mann sei dort absolut kein Platz. Ich muss ein bisschen heulen, vor Verzweiflung, aber auch, weil mir bewusst wird, dass ich durch das Geschenk zum ebenbürtigen Spross im Akyün'schen Stammbaum geadelt worden bin.

Vor gar nicht langer Zeit bin ich sogar wieder einmal in Yeşilköy gewesen. Ob da wieder Kismet zugeschlagen hat? Für eine Reportage verbrachte ich zwei Wochen in Istanbul. Eine der Frauen, die ich für die Geschichte porträtieren wollte, wohnte in Yeşilköy, und so hatte ich Gelegenheit zu sehen, wie sich dieses »Dorf« entwickelt hatte. Zunächst fand ich mich gar nicht mehr zurecht, so stark hatte sich mein Handwerkerdorf von damals verändert. Yeşilköy hat sich mit seiner Promenade, den Palmen, kleinen Cafés und Restaurants entlang des Wassers zu einem wirklich schmucken Ort gemausert, der auch irgendwo an die deutsche Nord- oder

Ostseeküste passen würde. Nur die vielen Händler mit ihren Handwagen, die gegrillte Maiskolben, Sesamkringel und frischen Fisch im Fladenbrot anboten, machten den Unterschied zu Warnemünde oder Timmendorfer Strand deutlich.

Immer noch verdattert, dass ich gerade eine Wohnung in Istanbul geerbt habe, hole ich mein Smartphone heraus und tippe »Yeşilköy« in die Suchmaschine. Mein Bruder nimmt das als Anlass, über mein veraltetes Modell zu lästern, und bietet mir sofort ein neues an: »Weil du mein Schiwesta bis, 50 Oyro für neues iPhone.« Aber darauf gehe ich nicht ein, denn ich versinke in den Zeilen. Ich lese, dass Yeşilköy früher »San Stefano« hieß. Der Legende nach sollten die Gebeine des ersten christlichen Märtyrers, des heiligen Stephanus, von Byzanz nach Rom gebracht werden, doch ein Sturm hielt das Schiff auf. Vorübergehend wurden die Gebeine im heutigen Yeşilköy in einer Kirche gelagert, bis sie schließlich doch nach Rom transportiert werden konnten. Die Sankt-Stephan-Kirche gibt es in Yeşilköy noch. Sie liegt sehr prominent an der Uferpromenade. Yeşilköy heißt das Viertel erst seit 1926, als alle Nachnamen und Ortsnamen in der Türkei auf Geheiß des Republikgründers Atatürk türkisiert wurden.

Auch wenn das alles irgendwie berührend und von meinen Eltern ja auch lieb gemeint ist, denke ich fieberhaft darüber nach, wie ich aus der Nummer wieder herauskomme. Bisher hatte es mir immer völlig ausgereicht, meine Schwester in Izmir zu besuchen, die jetzt schon überlegt, wie wir meine neue Wohnung einrichten könnten, oder dort im Sommer kurz mal bei meinen Eltern vorbeizuschauen, die nun auf dem Sofa sitzen und auf meine Reaktion warten. Was bitte schön soll ich mit einer Eigentumswohnung in Istanbul anfangen? Ich lächle einfach weiter, während ich die selbst gemachten Süßigkeiten meiner Mutter verspeise und insgeheim den Plan schmiede, die Wohnung zu verkaufen und mich wohntechnisch in Berlin zu verbessern.

Als ich mich aus Duisburg verabschiede, stehen meine Eltern mit glänzenden Augen im Türrahmen. Ein bisschen fühle ich mich jetzt wie eine fiese Verräterin.

Im Zug nach Berlin denke ich noch einmal in Ruhe über alles nach. Wie wäre es eigentlich, nur theoretisch natürlich, wenn ich die Wohnung doch behalten würde? Vielleicht ist diese Wohnung in Istanbul ja eine Chance, mein Leben radikal zu verändern. Zum Guten natürlich. Hatte ich nicht erst letztens groß angekündigt, dass ich gehen würde? Na gut, gehen könnte? Ich wäre nicht die Erste, die es satthatt, in Deutschland die ewige Quotentürkin zu sein. In der Türkei wäre ich eine gut ausgebildete Rückkehrerin, die mit offenen Armen empfangen würde. Obwohl, ein Zurückkehren wäre es ja nicht, sondern ein Auswandern. Ich gehe einfach den umgekehrten Weg, den meine Eltern vor Jahrzehnten gegangen sind. Aber kann eine Frau, die in Deutschland aufgewachsen ist, sich in der Türkei heimisch fühlen?

Auf jeden Fall könnte ich einen Neuanfang wagen und all den Frust der letzten Wochen und Monate hinter mir lassen. Der Schlüssel in meiner Tasche könnte der Schlüssel zu einem neuen Abenteuer sein. Dem Abenteuer einer Deutschen, die beschließt, in die Türkei auszuwandern. Warum um alles in der Welt hat mein Vater einen Holzklotz an den Wohnungsschlüssel gebunden? Eigentlich wollte ich ihn längst abschneiden, aber ich habe mich bisher nicht getraut. Meine Mutter sagte zum Abschied in Duisburg, dass mir Kismet mit diesem Schlüssel etwas mitteilen wolle.

»Was denn nun schon wieder? Dass mir die Wohnung jetzt wie ein Klotz am Bein hängen wird?«, antwortete ich schnipisch.

Kaum hatte ich es ausgesprochen, da zischte sie: »Über Kismet werden keine Scherze gemacht, Allah wird dich bestrafen.«

Einen weiteren Kommentar verkniff ich mir. Meine Mutter und Kismet sollte man auf keinen Fall unterschätzen. Schließ-

lich wollte ich nicht, dass der Klotz am Schlüssel tatsächlich Symbolkraft bekommt.

Zu Hause angekommen, hole ich die angebrochene Flasche Prosecco aus dem Kühlschrank und setze mich auf meinen Fensterbalkon. Während ich in die Nacht schaue, stelle ich mir ein Leben in der Wohnung in Yeşilköy vor. Der Gedanke ist plötzlich gar nicht mal so übel. Ich weiß nicht, ob der Prosecco meinen Entschluss geformt hat oder doch meine klar strukturierten Argumente.

Bei Sonnenaufgang steht mein Vorhaben endgültig fest. Ich wandere aus. Und während ich meinen Kaffee trinke, freue ich mich schon auf mein neues Leben in Istanbul. Natürlich erst mal zur Probe. Denn so nüchtern bleibe ich in jedem Fall, nicht gleich meine Berliner Wohnung zu kündigen. Ich will erst mal schauen, wie es mir in Istanbul gefällt. Ein deutsches Standbein bin ich Johanna schuldig, damit kann ich meine Hintertür rechtfertigen, die ich mir auf jeden Fall offenhalten werde.

Als ich meinen Freunden und Kollegen in den nächsten Tagen von meinem Plan erzähle, fragen sie mich tatsächlich, warum ich zurückgehen wolle.

»Zurück? Wohin denn? Ich war doch nie weg«, entgegne ich stolz. »Ich wandere aus.«

Die Generation meiner Eltern träumte immer von der Heimkehr in die Türkei, und doch bleiben die meisten hier. Für mich ist Deutschland meine Heimat, aber ich muss herausfinden, warum ich mich hier nicht mehr zugehörig fühle. Warum fühle ich mich plötzlich als Fremde im eigenen Land? Bin ich das wirklich geworden, oder steigere ich mich mehr und mehr in etwas hinein?

Zuerst war ich das Gastarbeiterkind, während meiner Schulzeit dann einfach nur die Bergmannstochter. Wir waren alle Bergarbeiterkinder in der Zechensiedlung, in der wir alle zusammengelebt haben: Deutsche, Türken, Polen, Jugoslawen, Italiener. Verbunden hat uns, dass unsere Väter im Berg-

werk gearbeitet haben. Das änderte sich in den Neunzigerjahren. Da war ich auf einmal die »Türkin«, selbst an der Uni. Dann wurde ich zu einer Deutschtürkin und schließlich politisch sehr korrekt zu einem »Menschen mit Migrationshintergrund«. Im Moment bin ich sehr oft die »Muslima« und muss häufig spezielle Fragen zum Islam beantworten, obwohl ich nicht religiös bin und mich im Koran auch nicht sonderlich gut auskenne. In all den Jahren, die ich in Deutschland lebe, bin ich etikettiert worden.

Ich würde also in die gegenläufige Richtung wie meine Eltern gehen. Und ich wäre nicht die Erste. Viele junge Akademiker mit türkischem Hintergrund verlassen Deutschland, um Jobangebote in der Türkei zu nutzen. Auch einige meiner Bekannten haben die Chance eines beruflichen Neuanfangs bereits genutzt. Und warum soll sich jemand mit guter Ausbildung bei der Vergabe von Jobs in Deutschland immer wieder übergehen lassen, nur weil die Personalchefs sich bei einem Bewerber mit türkisch klingendem Namen keine qualifizierte Arbeitskraft vorstellen können? Ich selbst habe sogar den Vorteil, dass ich mein Geld mit dem Schreiben verdiene. Und das kann ich überall auf der Welt tun.

Als ich meinen deutschen Pass aus der Schublade nehme, fällt ein kleiner Zettel heraus, auf dem ich einmal ein Zitat von Bertolt Brecht notiert habe: »Der Pass ist der edelste Teil von einem Menschen. Er kommt auch nicht auf so eine einfache Weise zustande wie ein Mensch. Ein Mensch kann überall zustande kommen, auf die leichtsinnigste Art und ohne gescheiten Grund, aber ein Pass niemals. Dafür wird er auch anerkannt, wenn er gut ist, während ein Mensch noch so gut sein kann und doch nicht anerkannt wird.«

Ich besitze die deutsche Staatsangehörigkeit, bin also Deutsche im Sinne des Grundgesetzes. Von uns Deutschen gibt es fast 82 Millionen. Und Auswandern gehört in Deutschland zur Tradition. Fast jeder vierte Amerikaner hat deutsche Vorfahren. Auch in anderer Richtung sind wir stark vertreten. Za-

rin Katharina holte deutsche Handwerker und Bauern nach Russland. Einige gingen, um bessere Arbeit zu finden, andere mussten gehen, weil sie wegen ihrer Religion verfolgt wurden. Und so wie es Auswanderer gibt, gibt es seit jeher auch Einwanderer. Obwohl noch Mitte des letzten Jahrhunderts der Nationalsozialismus herrschte, entschieden sich meine Eltern nur wenige Jahre später für Deutschland, und mit ihnen viele andere Türken, Spanier und Italiener. Sie waren der Einladung Deutschlands gefolgt, hier als Gastarbeiter zu arbeiten.

Doch man hatte wohl jeweils eine andere Vorstellung davon, was Gastsein bedeutet. Meine Eltern empfanden es als etwas Positives, denn Gäste hat man gerne in seinem Haus. Für Deutschland lag die Betonung aber eher darauf, dass Gäste auch irgendwann wieder gehen, nämlich dann, wenn man sie überhat. Mein Vater würde jetzt wahrscheinlich sagen: »Misafirlik üç gündür.« Es bedeutet, dass ein Besuch drei Tage dauert, danach gehört man zur Familie.

Aber was bedeutet es eigentlich, deutsch zu sein? Auch innerhalb Deutschlands gibt es verschiedene Mentalitäten, Traditionen und Dialekte. So kann es schon mal vorkommen, dass ein Ostfrieser einen Bayern nicht versteht. Wohnen etwa alle Deutschen in einem Reihenhaushaus oder wählen dieselbe Partei? Deutschland ist vielfältig, und genauso vielfältig sind die zugewanderten Türken. In der Türkei gibt es je nach Definition neun bis sechzehn verschiedene Ethnien.

Aber wenn ich ehrlich bin, habe ich mich lange vor der Verantwortung gedrückt, die man eben auch zu tragen hat, wenn man Deutsche ist. Die deutsche Geschichte schob ich weit von mir. Ich bin ja nicht hier geboren, dachte ich. Und: Das ist alles vor meiner Zeit passiert. Mit dieser Einstellung unterschied ich mich nicht einmal von meinen Freunden, die in Bäuchen deutscher Mütter ausgetragen worden waren. Aber das ist falsch, weiß ich heute. Wer dazugehören will, muss sich auch mit der Vergangenheit seines Heimatlandes auseinandersetzen. Nur so versteht man auch die Gegenwart.

Als ich vor einigen Monaten bei meinen Eltern in Duisburg zu Besuch war, traf ich meinen alten Schulfreund Adrian auf der Straße wieder. Seine Eltern kommen aus Wrocław, dem früheren Breslau. Wir gingen zusammen Kaffee trinken. Und irgendwann kamen wir auf das Thema Heimat. Er erzählte mir, wie seine Eltern mit dem Verlust ihrer Heimat umgehen. Dass sie überhaupt keinen Groll hegen. Die Polen, die heute dort wohnen, seien auch Vertriebene. Sie wurden damals von den Russen aus östlicheren Regionen zwangsumgesiedelt, und so teilen alle ein gemeinsames Schicksal – den Heimatverlust.

»Meine Eltern wurden nie gefragt, wo und wie sie arbeiten wollen«, sagte Adrian. Als Flüchtlinge hätten sie sich immer als Deutsche zweiter Klasse gefühlt. Man hätte ihnen zu verstehen gegeben, sie sollten froh sein, überhaupt Arbeit und ein neues Zuhause zu haben. »Als Sohn von Vertriebenen weiß ich sehr genau, wie es ist, nicht angenommen zu werden«, sagte er.

Mich erstaunten die Erzählungen meines Schulfreundes. Für mich war er immer ein Deutscher gewesen. Ich hatte seine Anpassungsprobleme nie bemerkt. Vermutlich, weil ich mit meinen eigenen zu tun gehabt hatte.

In einer Diskussionsrunde wurde ich einmal von dem Moderator gefragt, was Heimat für mich bedeute. Ich musste nicht lange überlegen. Heimat seien für mich die Autobahn A 42, die durch Duisburg führt, und Hochöfen, die in den Himmel ragen, antwortete ich. Mit Duisburg verbinde ich nämlich meine Kindheit und Jugend, hier wurde ich zu dem Menschen, der ich heute bin. Mit Duisburg verbinde ich ein Lebensgefühl, hier ist jeder zuallererst Duisburger, egal woher er kommt und woran er glaubt. Deshalb fällt es mir auch leichter zu sagen, ich bin Duisburgerin, als, ich bin Deutsche. Und das mag seltsam klingen, denn es liegt nicht daran, dass ich zwischen zwei Stühlen sitze oder mich gar zerrissen fühle zwischen der deutschen und türkischen Kultur. Es liegt viel-

mehr daran, dass ich mich an erster Stelle als Hatice sehe, mit all ihren Erlebnissen und Erfahrungen. Und das ist das Entscheidende.

Wenn ich allerdings in dieser Zeit die Zeitungen aufschlage und der Ex-Senator wieder einmal definiert, wer zu Deutschland gehört, festigt sich in mir ein neuer Gedanke. Mein Fluchtgedanke. Mir steigen Bilder von Istanbul vor Augen, wunderschöne, vertraute Bilder. Ich bekomme Sehnsucht nach den Menschen, die dort leben, Teile meiner Familie. Deutsch ist meine Sprache, Deutschland ist mein Land. Aber die Situation hier hat für mich einen Tiefpunkt erreicht.

Meine Tochter kann ich allerdings nicht einfach so aus ihrem deutschen Leben herausreißen. Sie darf auf keinen Fall gleich mitbekommen, wie kopflos ihre Mutter sein kann. Für sie bin ich immerhin noch so etwas wie eine Respektperson. Und das soll auch so bleiben, bis sie 18 ist. Gut, vielleicht schaffe ich es, bis sie 16 ist. Oder mindestens bis 14. Ich gebe mein Bestes.

Ich versuche mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass ich die Wohnung in Istanbul ja immer noch verkaufen kann, falls ich nicht zurechtkommen sollte. Es ist wirklich absurd, auswandern zu wollen, wenn man gerade eine neue Bleibe in der Heimat sucht. Wenn man ohne chauvinistische Politiker nie auf die Idee gekommen wäre, die Koffer zu packen. Wenn man vielleicht wirklich in einer Midlife-Crisis steckt. Und wenn man keinen Plan, keine Ahnung hat, wie das Leben in der Türkei überhaupt funktioniert. Jede meiner Freundinnen würde ich spätestens jetzt zum Therapeuten schicken. Für mich gilt das auch in diesem Fall selbstverständlich nicht.